

Symbole der Mittelmeervegetation und ihre Nachahmung im Gebiet nördlich der Alpen

Hansjörg Küster

1. Zusammenfassung

Die Landschaft am Mittelmeer wurde frühzeitig in eine Kulturlandschaft überführt. Einzelne Gebiete konnten nicht von Ackerbauern, sondern nur von Hirten genutzt werden. Diese Gebiete wurden als besonders malerisch empfunden und als „Arkadien“ bezeichnet. Ehemals beweidete Gebiete nördlich der Alpen wurden ebenfalls als „Arkadien“ oder „Paradies“ bezeichnet. Viele wurden unter Naturschutz gestellt. Man pflanzte auch Gewächse, die an Vorbilder (Pinien, Zypressen) aus dem Mittelmeergebiet erinnerten, um ein „Arkadien“ nördlich der Alpen zu schaffen.

2. Summary

The Mediterranean landscape was transformed to a cultural landscape very early. Some areas were not cultivated by farmers, but peasants utilized them with their flocks of sheep and goats. Many of these areas were regarded to be picturesque and regarded as “Arcadia” or “Paradise”. North of the Alps, formerly grazed areas were protected as well. Trees were planted which reminded to Mediterranean trees such as *Pinus pinea* and *Cupressus sempervirens*.

Keywords: Mediterranean landscape – Arcadia – Paradise – *Pinus pinea* – *Cupressus sempervirens*

3. Transformation der Mittelmeerlandschaft

Von der ursprünglichen Waldvegetation unmittelbar am Mittelmeer haben sich nach sehr langer und intensiver Landnutzung nur kleine Reste erhalten. Mutmaßlich gab es in Meeresnähe ursprünglich Steineichenwälder (Abb. 1). Die Küstenebenen am Mittelmeer mit ihren tiefgründigen, fruchtbaren Böden wurden von Ackerbauern frühzeitig in Kultur genommen. Dabei wurden Kulturpflanzen aus dem Nahen Osten an das Mittelmeer transferiert. Damit Getreide und andere Kulturpflanzen angebaut werden konnten, beseitigte man die Wälder. Denn die Kulturpflanzen aus dem Nahen Osten brauchen für ihre Entwicklung die volle Sonnenbestrahlung, und man kann vor allem Getreide nur dann ernten, wenn es vorher von der heißen Sommersonne ausreichend getrocknet worden war. Diese beiden Prozesse konnten nur außerhalb von Wäldern ablaufen. Steineichenwälder hielten sich nur an ganz wenigen Orten.

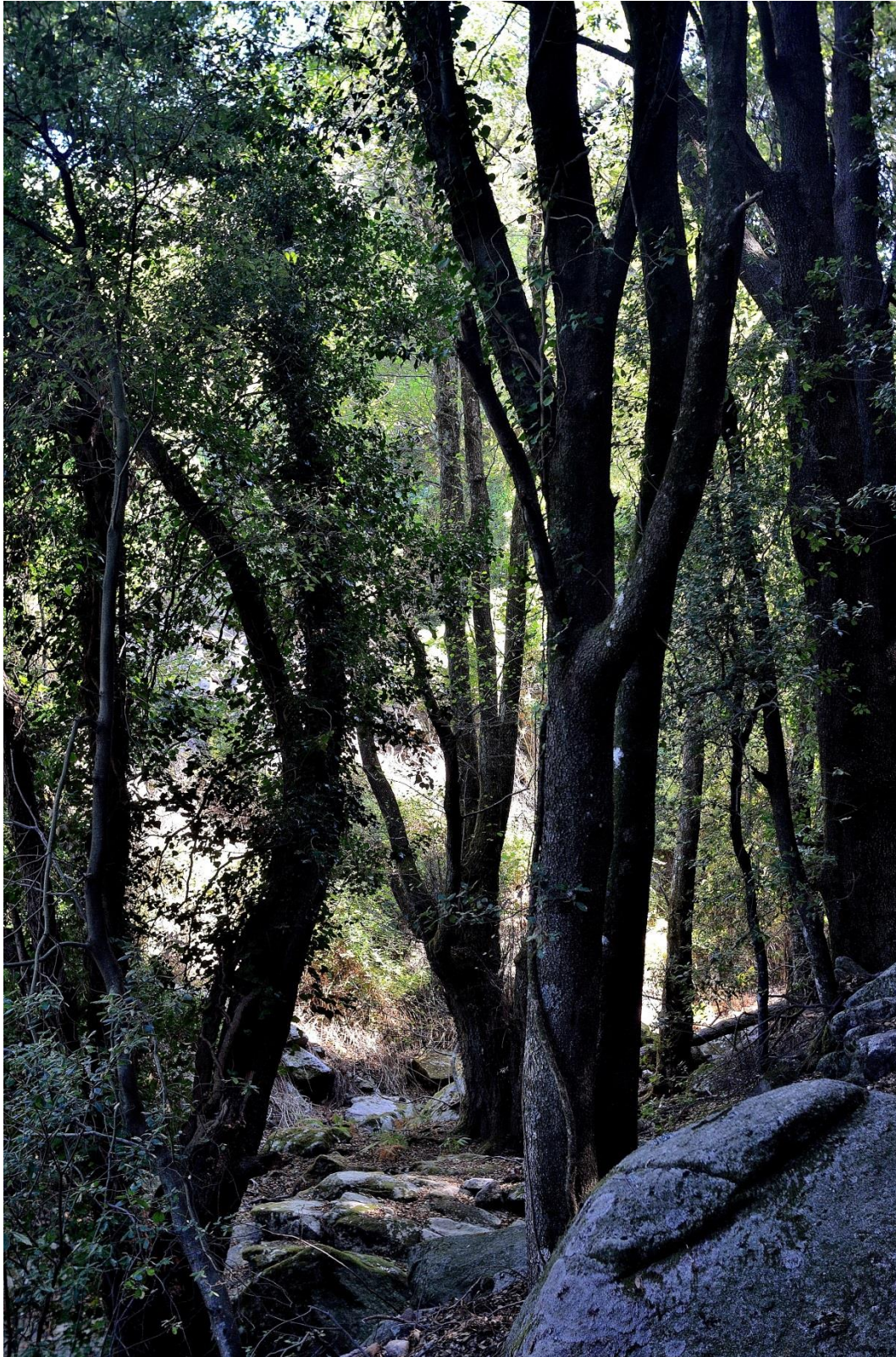


Abb. 1: Steineichenwald auf Elba. Foto: Hansjörg Küster.

Zur Tierhaltung ließen sich die für das Mittelmeergebiet typischen steilen Hänge nutzen. Vor allem durch Ziegen wurde der Gehölzbewuchs stark zurückgedrängt. Daher drohte ständig

Bodenerosion; bei heftigen Regengüssen, die für das Mittelmeergebiet typisch sind, wurde dann der von Vegetation entblößte Oberboden abgetragen. Die Hänge wurden devastiert, aber das erodierte Bodenmaterial sammelte sich in den Küstenebenen an, so dass dort zwar immer wieder Schlammmassen die bestehenden Ackerbaukulturen unter sich begruben, langfristig aber vielerorts die Bodenfruchtbarkeit zunahm. Die Bedingungen für die Landwirtschaft verbesserten sich in den Küstenebenen, an den Hängen aber verschlechterten sie sich. Daraus resultierte ein für das Mittelmeergebiet besonders charakteristischer landschaftlicher Gegensatz zwischen fruchtbaren Ackerbaugebieten in den Küstenebenen und steilen, unfruchtbaren Berghängen im Umland, wo Hirten ihre Herden weiden ließen (BRAUDEL 1990).

Die kahlen Hänge ließen sich zusätzlich nutzen, indem man auf ihnen Ölbäume, Pinien, verschiedene Sträucher und Gewürzkräuter anbaute. Manche dieser Pflanzen verwilderten, so dass Grenzen zwischen aktuellen oder früheren Gärten und dem Umland verwischt wurden.

Diese Gegensätze faszinieren viele Mittelmeerbesucher seit langer Zeit: Sie blicken auf das enge Nebeneinander aus kahlen Berghängen, kleinen, eng begrenzten Küstenebenen, die besiedelt und agrarisch bewirtschaftet wurden, und dem blauen Meer.

4. Von Arkadien zum Landschaftspark

Während sich die Küstenebenen am Mittelmeer zu frühen Zentren der Zivilisation entwickelten, blieben die umliegenden Gebirgsgegenden in ihrer Entwicklung zurück. Die dort lebenden Hirten schienen schon zu antiker Zeit Protagonisten einer „guten alten Zeit“ zu sein, die in und mit der „Natur“ lebten. Unter „Natur“ wurde dabei eine Umwelt verstanden, die weniger hoch entwickelt war als diejenige der dicht besiedelten Küstenregionen. Das Leben der Hirten in den Bergen wurde bereits zur Zeit der altgriechischen Hochkulturen als Ideal verherrlicht: Man blickte vor allem auf die Hirten in der Landschaft Arkadien auf der Peloponnes.

Zu römischer Zeit besang Vergil diese Hirten. Er transformierte aber den Landschaftsnamen „Arkadien“ nach Süditalien, wo man ähnliche extensive und übernutzte Gegenden sehen konnte wie auf der Peloponnes, in denen ausschließlich Hirten mit ihren Herden das Land nutzten. Vergil war damit vielleicht der erste, der einen Landschaftsnamen als ein Ideal von einem Ort zum anderen übertrug (vgl. KÜSTER 2012). Dies geschah in späterer Zeit immer wieder, etwa mit dem Begriff „Schweiz“, aber auch mit dem Begriff „Arkadien“. Immer wieder wurden arkadische Landschaften von Dichtern besungen und von Malern, etwa von Claude Lorrain, bildnerisch dargestellt; diese Landschaften hatten mit dem ursprünglichen Arkadien aus geographischer Sicht nichts zu tun, und es war für die Künstler auch nicht entscheidend, ihr „Arkadien“ in Süditalien oder an einem anderen konkreten Ort zu lokalisieren. Es war eine ideale Landschaft, die nicht an einem konkreten Ort existieren musste.

Im 18. Jahrhundert entdeckte man die Schönheit mitteleuropäischer Weidelandschaften. Sie wurden seit dieser Zeit mit Paradiesen verglichen: Die Paradiesdarstellung von Dominikus Zimmermann in der Wallfahrtskirche von Steinhausen im Landkreis Biberach, in der Zeit um 1730 entstanden, könnte ebenso eine Darstellung einer arkadischen Hirtenszene sein: Tiere weiden zwischen einzeln stehenden Bäumen, denen die unteren Äste fehlen, weil sie von den Tieren abgefressen wurden (Abb. 2).



Abb. 2: Darstellung des Paradieses als Deckengemälde der Wallfahrtskirche von Steinhausen, Landkreis Biberach, von Dominikus Zimmermann, um 1730. Foto: Hansjörg Küster.

In der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts begann man, von Hirten genutzte konkrete Weidelandschaften mit Arkadien oder einem Paradies zu vergleichen, etwa die Lüneburger Heide. Der aus der Schweiz stammende Göttinger Professor Jean André De Luc, ein Bekannter von Jean-Jacques Rousseau, besuchte 1781 die Lüneburger Heide und berichtete darüber: „Ich hab das Vergnügen gehabt, neue Gräben in den Heiden ziehen zu sehen: ein Schauspiel, das für mich eben so viel war, als ob ich neue Menschen entspringen sähe. Vorzüglich bemerkte ich einen jungen Mann und seine Gattinn [sic], die mit dem größten Eifer beschäftigt waren, er, den Graben tiefer zu machen, und sie, die ausgehobne Erde hineinwärts zu werfen. Sogleich stellte sich mir die ganze Geschichte dieses Paares und seiner Nachkommenschaft dar, und ich glaubte in ihnen unsere ersten Stammeltern zu sehen“ (vgl. KÜSTER 2011). Die Lüneburger Heide, die zuvor übel beleumundet gewesen war, weil man sie in ihrer zuvor übernutzten Form nicht weiter bäuerlich bewirtschaften konnte, wurde nun positiv gesehen, und zwar als ein Ideal von Natur, in dem scheinbar die „ersten Stammeltern“, also die ersten Menschen oder, wenn man so will, „edle Wilde“, das Land bestellten. Es entwickelte sich ein eigener Blick auf die Lüneburger Heide, die sogar als „Inbegriff“ von „Natur“ gesehen wurde, obwohl dieses Land sein Aussehen ja nicht auf der Grundlage natürlicher Entwicklungen, sondern durch Übernutzungen des Menschen angenommen hatte (vgl. KIENDL 1998).

Zur gleichen Zeit begann man, Parkanlagen auf neue Weise zu gestalten. Für sie wurde nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges die von Hirten geprägte englische Landschaft zum Ideal, mit Landhäusern, die den Villenarchitekturen Andrea Palladios nachempfunden waren. Nachgeahmt wurden dabei sowohl englische Landschaften als auch deren „klassische“ bzw. „italienische“ Vorbilder aus antiker Zeit, die Andrea Palladio und andere Renaissancearchitekten beeinflusst hatten. Besonders große Wirkung ging seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von der

Gestaltung des Gartenreiches Dessau-Wörlitz durch Leopold III. Ludwig Franz von Anhalt-Dessau aus (KÜSTER & HOPPE 2010).

5. Pinien und Schwarzkiefern

Eine für Landschaften am Mittelmeer besonders charakteristische Pflanze ist die Pinie (*Pinus pinea*). Diese Baumart kam aber ursprünglich wohl nicht im gesamten Mittelmeergebiet vor, sondern nur in dessen östlichem Teil. Wie viele andere Gewächse wurde auch die Pinie in antiker Zeit vom Menschen in alle Teile des Mittelmeergebietes gebracht; Gleiches gilt für den Ölbaum, der kein natürliches Element der mediterranen Pflanzenwelt ist, sondern erst durch den Menschen ins gesamte Mittelmeergebiet gebracht wurde (KÜSTER 2013). Von Natur aus haben Pinien nicht ihre als besonders charakteristisch geltende Form mit schirmartiger Krone. Diese Form entwickelte sich erst bei der speziellen Kultur des Baumes: Man schlug den Bäumen die unteren Äste ab, um einen stärkeren Zapfenansatz zu induzieren (Abb. 3). Pinien mit ausladenden, flachen Kronen konnten zudem besser abgeerntet werden (KISLEV 1988).



Abb. 3: Pinie (*Pinus pinea*) auf Elba, der die unteren Äste abgeschlagen wurden. Foto: Hansjörg Küster.

Pinien ließen sich nicht nur direkt am Mittelmeer pflanzen, sondern auch beispielsweise an den norditalienischen Seen. Dort wird mit gepflanzten Pinien, denen die unteren Äste abgenommen wurden, ein Eindruck mediterraner Landschaft „erzeugt“. In Mitteleuropa wachsen Pinien aber aus klimatischen Gründen nicht. Man pflanzte dort seit dem 18. Jahrhundert die ebenfalls aus dem Umfeld des Mittelmeergebietes stammenden Schwarzkiefern (*Pinus nigra*) an, die weniger

empfindlich gegen das nördliche Klima sind. Man kann, wenn man dort einen „mediterranen“ Landschaftseindruck hervorrufen will, den Bäumen ebenfalls die unteren Äste abschneiden, so dass wenigstens in Ansätzen eine schirmförmige Krone zu Stande kommt (Abb. 4). Im Gartenbau erhält man eine Schwarzkiefernsorte, die bezeichnenderweise „*Pinus nigra toskana*“ genannt wurde (<http://www.botanic-international.eu/Images/Pinus/Pinus%20nigra%20toskana%20gruppe%20hoch.jpg>; zuletzt abgerufen am 18.4.2014). So wird es jedermann möglich, nicht nur mit seiner „Toskanischen Villa“ aus dem Fertighauskatalog, sondern auch mit seinen Bäumen im Garten den Eindruck des sonnigen Südens hervorzurufen.



Abb. 4: Schwarzkiefer an der Parkanlage des Bertings bei Wörlitz; auch diesem Baum wurden die unteren Äste abgeschlagen. Foto: Ansgar Hoppe.

6. Zypressen und Pappeln

Weitere Charakterbäume des mediterranen Gebietes sind – aus der Sicht von Besuchern aus dem Norden – die auffallend schlanken Zypressen (*Cupressus sempervirens*), die am Mittelmeer und an den norditalienischen Seen oft in Kombination mit Pinien oder auch Schwarzkiefern gepflanzt werden (Abb. 5). Seit antiker Zeit sind Zypressen Symbole der Trauer (BAUMANN 1982) und des ewigen Lebens. Man pflanzt sie seit dieser Zeit auf Friedhöfe. An ihrer Stelle verwendete man nördlich der Alpen aber andere schlanke Bäume, und zwar Lombardische Pappeln (*Populus nigra nigra*), die man auch unter dem Namen Säulenpappeln kennt. Sie wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nach Mitteleuropa gebracht und unter anderem im Park von Ermenonville und im Gartenreich Dessau-Wörlitz angepflanzt (KÜSTER & HOPPE 2010). In beiden Parkanlagen verwendete man sie in der gleichen symbolischen Bedeutung wie ihre „Vorbilder“, die

Zypressen des Mittelmeergebietes: Man pflanzte sie auf „Rousseauinseln“ mit Denkmälern, die an den verstorbenen Jean-Jacques Rousseau erinnern sollten (Abb. 6).



Abb. 5: Pinien (*Pinus pinea*) und Zypressen (*Cupressus sempervirens*) in einer Parkanlage in Florenz. Foto: Hansjörg Küster.



Abb. 6: Pappeln (*Populus nigra italica*) auf der Rousseau-Insel in den Wörlitzer Anlagen. Alte Pappeln wurden durch eine Neupflanzung ersetzt. Foto: Ansgar Hoppe.

7. Villa und Bahnhof

Im 19. Jahrhundert pflanzte man in Italien, auch an den norditalienischen Seen, Pinien und Zypressen neben neopalladianische Landhäuser, etwa neben die 1830 errichtete Villa Vigoni am Comer See (Abb. 7). Aus der gleichen Zeit stammt das Schloss von Walshausen südöstlich von Hildesheim, 1829 von Georg Ludwig Friedrich Laves erbaut (STRUCK 2002). Es wird als „italienische Villa“ bezeichnet (Abb. 8) und sollte an die Sehnsuchtslandschaft im Süden erinnern. Neben einem solchen Schlösschen konnten keine Zypressen und Pinien stehen; man pflanzte an deren Stelle Wacholder oder Eiben; auch Platanen waren beliebt. Zu einem Arkadien wurde der angrenzende Park mit seinen weit ausladenden, einzeln stehenden Bäumen, die man in ähnlicher Gestalt auch in jedem beweideten Wald finden kann.

Interessanterweise griff man im 19. Jahrhundert nicht nur beim Bau von Villen oder Schlössern auf Vorbilder Palladios und damit der Antike und der Renaissance zurück, sondern auch beim Bau von Bahnhöfen. Und auch bei ihnen findet man oft eine Bepflanzung, die an den Süden erinnern soll. In Italien stehen oft Zedern neben den Bahnhöfen. In Deutschland findet man andere Koniferen und auch Platanen neben Bahnhöfen, die unverkennbar von antiken Vorbildern geprägt sind, beispielsweise in Bückeburg. Der dortige Bahnhof wurde 1846/47 von Julius Eugen Ruhl gebaut, einem aus Hessen stammenden Architekten (Abb. 9). Neben dem Bahnhofsgebäude stehen Koniferen und Platanen und unterstützen die Ideen vom sonnigen Süden oder auch von der Antike; beim Eisenbahnbau im 19. Jahrhundert griff man möglicherweise deshalb besonders oft antike Vorbilder auf, weil Eisenbahnlinien ebenso wie römische Straßen möglichst eben geführt werden sollten; beide brauchten Viadukte und Stationen. Der wohl älteste Viadukt Deutschlands ist der Burtscheider Viadukt bei Aachen, zwischen 1838 und 1840, also in der gleichen Zeit erbaut, in der auch frühe Bahnhofsbauten eine antikisierende Gestalt erhielten. Man verband also mit dem Rückgriff auf antike Vorbilder in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur eine Idee von Arkadien, sondern auch von einer neuen Infrastruktur, die man mit dem weiträumigen Straßennetz der Römer vergleichen konnte.

8. Landschaft und Naturschutz

Das Bild von Arkadien prägte frühe Naturschützer maßgeblich. Dies wird bei den Bemühungen um die Unterschutzstellung der Lüneburger Heide ebenso deutlich wie bei der Beschreibung von ehemals beweideten Hudewäldern. Konrad GUENTHER (1910) schrieb dazu in seinem Werk „Der Naturschutz“; es war wohl das erste Lehrbuch, das unter diesem Titel publiziert wurde: „Im Oldenburgischen sind die letzten Reste eines Hudewaldes noch heute erhalten, und immer noch darf der Bauer zwischen den Stämmen sein schwarzweißes Vieh weiden lassen. In den Pfingsttagen 1909 machte ich mich auf, um das eigenartige ‚Naturdenkmal‘ zu studieren. (...) Bald hatte ich den ‚Hasbruch‘ erreicht, und als ich durch das Holz wanderte, erblickte ich schon von weitem die braunen Massen der gewaltigen, Jahrtausende alten Eichen. (...) Zwischen den Eichen stehen weit zahlreichere und ebenfalls uralte Hainbuchen. (...) Der Hasbrucher Wald ist ein Denkmal aus altgermanischer Zeit, und er erzählt mehr von dem Leben unserer Altvordern als Wälle und Mauern. Und schön muß es in Deutschland gewesen sein, als solcher Hudewald weit und breit sich ausdehnte und zwischen den hohen Stämmen kraftstrotzende Gestalten mit ihren Rindern einherzogen.“ Auch da wird also die arkadische Welt beschrieben, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts unter Naturschutz gestellt worden war.



Abb. 7: Pinien und Zypressen im Park der Villa Vigoni am Comer See. Foto: Hansjörg Küster.



Abb. 8: Park des Schlösschens von Walshausen südöstlich von Hildesheim. Foto: Hansjörg Küster.



Abb. 9: Bahnhof von Bückeburg. Foto: Hansjörg Küster.

Man kann allgemein feststellen, dass seit den Zeiten der klassischen Antike immer wieder diejenigen Landschaften besonders geschützt werden sollten, in denen eine Infrastruktur auf einem niedrigeren Stand entwickelt war als in der aktuellen Zivilisation, aus der heraus eine Schutzbedürftigkeit von Landschaft erkannt wurde. Diese Landschaft wurde immer wieder deswegen, weil sie weniger stark zivilisiert war, als „Natur“ bezeichnet – ebenso wie heute die ländliche Welt des 19. Jahrhunderts als „natürlich“ oder „naturnah“ oder „halbnatürlich“ verklärt wird. Es handelt sich dabei aber in keinem Fall um „Natur“, sondern um Landschaften, die einen besonderen kulturellen Wert für uns haben. Sie sind aus diesem Grund schützenswert und nicht deswegen, weil sie der Natur entsprechen oder „natürlicher“ als andere sind. Sie nicht als Landschaft zu schützen wird ihrem Charakter nicht gerecht.

Das Pflanzen von mediterranen Gewächsen in Mitteleuropa und das ersatzweise Verwenden von winterhärteren „Ersatzpflanzen“ diene und dient ebenso wie der Bau einer italienisch anmutenden Villa der Befriedigung einer Sehnsucht nach dem „Land, in dem die Zitronen blühen“.

Literatur

- BAUMANN, H. (1982): Die griechische Pflanzenwelt in Mythos, Kunst und Literatur. – Hirmer, München 1982.
- BRAUDEL, F. (1990): Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II. – Fischer, Frankfurt/M..
- GUENTHER, K. (1910): Der Naturschutz. – Fehsenfeld, Freiburg i.Br..

- KIENDL, A. (1998): Reiseliteratur über die Lüneburger Heide. Vom negativen Vorurteil zum Wegbereiter des Tourismus. In: BROCKHOFF, H., WIESE, G. & WIESE, R. (Hrsg.; 1998): Ja, grün ist die Heide... Aspekte einer besonderen Landschaft. – Freilichtmuseum Rosengarten-Ehestorf: 157–178.
- KISLEV, M.E. (1988): *Pinus pinea* in agriculture, culture and cult. In: KÜSTER, H. (Hrsg.), Der prähistorische Mensch und seine Umwelt. Festschrift für Udelgard Körber-Grohne zum 65. Geburtstag. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 31. – Theiss, Stuttgart: 73–79.
- KÜSTER, H. (2011): Die Heide. Von der verrufenen Wüste zum Inbegriff der Natur. – Bürgerstiftung, Celle.
- KÜSTER, H. (2012): Die Entdeckung der Landschaft. Einführung in eine neue Wissenschaft. – Beck, München.
- KÜSTER, H. (2013): Am Anfang war das Korn. Eine Natur- und Kulturgeschichte. – Beck, München.
- KÜSTER, H. & HOPPE, A. (2010): Gartenreich Dessau-Wörlitz. – Beck, München.
- STRUCK, P. (2002): Die Villa Walshausen bei Hildesheim. Ein spätklassizistischer Landsitz von Georg Ludwig Friedrich Laves. – Gerstenberg, Hildesheim.

Autor:

Prof. Dr. Hansjörg Küster
Leibniz Universität Hannover
Institut für Geobotanik
Nienburger Straße 17
30167 Hannover
E-Mail: kuester@geobotanik.uni-hannover.de